



Im New Yorker Jugendstrafvollzug sinkt die Bedeutung geschlossener Haftanstalten (links) im Vergleich zu alternativen Programmen mit verstärktem Betreuungsangebot (rechts).

LIBRADO ROMERO / NYT // DARON DEAN / REDUX / LAIF

Zweite Chance für New Yorks kriminelle Jugendliche

Im Gliedstaat mit einem der schärfsten Jugendstrafgesetze der Vereinigten Staaten setzt ein Umdenken ein

Ausgeschlagene Zähne, Knochenbrüche, Gehirnerschütterungen – Ende 2009 zeigte eine Studie die unhaltbaren Zustände in New Yorks Jugendgefängnissen auf. Nun entwickelt die Stadt mit Hochdruck Alternativen zum repressiven Strafvollzug.

Akiko Lachenmann, New York

Im Gemeindesaal der First Reformed Church of Jamaica im Stadtteil Queens steht es zehn zu zwölf. An den Schmalseiten des hohen Kirchenraums, aus dem sonntags Chöre erschallen, hängen die Basketballkörbe wie bei den Profis 3,05 Meter über dem Boden. Acht junge Spieler, alle farbig, lassen den Dampf ab, der sich in der Schule angestaut hat. Die anderen Jugendlichen brüten in den Nebenräumen über Hausaufgaben oder schäkern im Eingangsbereich mit den Kirchenmitarbeitern, während sie von ihnen nach Waffen und spitzen Gegenständen durchsucht werden.

Sie sind Straftäter, keiner von ihnen ist älter als sechzehn, die meisten sind vierzehn oder fünfzehn, manche nur elf Jahre alt. Jeden Tag nach der Schule müssen sich die Jugendlichen direkt zum Gemeindesaal der Kirche begeben, sich dort anmelden und dürfen erst gegen halb sieben, nach einem gemeinsamen Abendessen, die Heimfahrt antreten. Umwege sind nicht erlaubt. Nach der Heimkehr darf das Haus nicht mehr verlassen werden. Jeden Abend erfolgt ein Kontrollanruf bei den Eltern. So haben es die Richter verordnet.

Brutale Haftbedingungen

Die Jugendlichen können sich glücklich schätzen, ihre Freizeit in den Kirchenräumen zu verbringen. Vor wenigen Jahren hätte der Richter die Straftäter noch mangels Alternativen in einer der berühmtesten New Yorker Jugendstrafanstalten untergebracht. «Das Juvie», so der Kurzname für Juvenile Detention, «ist die Vorhölle», sagt Andy, ein 15-jähriger Jugendlicher mit krausem Haar und dunklen, ersten Augen. «Du bist ein anderer Mensch, wenn du wieder rauskommst.» Andy wäre wahrscheinlich nicht um eine Freiheitsstrafe herumgekommen. Er war beim Verkauf von Marihuana erwischt worden. Der Polizei war er bereits bekannt, weil er seit Jahren illegal Graffiti sprüht.

Von den problematischen Haftbedingungen in New Yorks Jugendgefängnissen hat die Öffentlichkeit seit Jahren Kenntnis. Immer wieder haben die Medien über sexuellen Missbrauch oder

Todesfälle wegen Vollzugsbeamten berichtet. Besonderes Aufsehen erregte der Tod von Darryl Thompson, einem 15-jährigen Jugendlichen aus der Bronx. Er starb gegen Ende des Jahres 2006 nach einer «Disziplinierungsmassnahme» des Gefängnispersonals, wie es offiziell hiess. Zwei kräftig gebaute Beamte hatten ihn minutenlang zu Boden gedrückt. Zuvor hatte der Jugendliche einen Beamten geschubst, aus Wut, weil dieser ihm die Freizeit gestrichen hatte. Mediziner werteten den Vorfall als Mord, ein Ermittlungsausschuss lehnte eine Anklage jedoch ab.

Ein Jahr nach diesem Vorfall beauftragte das amerikanische Justizministerium eine Arbeitsgruppe damit, die Zustände in New Yorks Jugendgefängnissen zu untersuchen. Ihr Bericht, der Ende 2009 erschien, stellt dem New Yorker Strafvollzug ein verheerendes Zeugnis aus. «In Dutzenden von Fällen kam es beim Ruhigstellen der Gefangenen zu schweren Verletzungen, wie zum Beispiel zu Gehirnerschütterungen, Knochenbrüchen und ausgeschlagenen Zähnen.» Voraus gingen «kleine Vorfälle wie das Zuschlagen von Türen oder die Weigerung, sich anzuziehen». Die Arbeitsgruppe stellte weiter fest, dass über die Hälfte der inhaftierten Jugendlichen wegen Ordnungswidrigkeiten oder anderer milderer Delikte straffällig geworden war. «Die Richter verurteilen diese Jugendlichen zu Gefängnisstrafen, weil einfach keine angemessene Alternative zum Freiheitsentzug existiert», heisst es in dem Bericht. Wer jedoch einmal einsass, kommt mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder. 81 Prozent der jugendlichen Straftäter werden laut Statistik innerhalb von drei Jahren nach der Entlassung rückfällig. Die Arbeitsgruppe kommt auch zu dem Schluss, dass viele Jugendliche sich erst im Gefängnis «kriminelle Verhaltensweisen» aneignen.

Drakonische Strafen

Die Methode, junge Straftäter einfach wegzuschliessen, stammt aus den achtziger Jahren, als die Jugendkriminalität in den USA deutlich zunahm. Schuld war unter anderem die Crack-Epidemie in den Grossstädten, während deren es einen dramatischen Anstieg von Morden gab, die von schwarzen Jugendlichen verübt wurden. Wissenschaftler versetzten die Nation damals mit ihren Thesen über die neuen «Super Predators» («Superraubtiere») in Angst und Schrecken. Die Medien taten ihr Übriges. Unter dem Druck der Öffentlichkeit verschärfte die Staaten das Jugendstrafrecht und setzten wieder auf Abschreckung statt auf Resozialisierung.

So können in fast allen Gliedstaaten bis heute Jugendliche zu lebenslanger Freiheitsstrafe ohne Möglichkeit auf vorzeitige Entlassung verurteilt werden. Bis 2005 war in 19 Gliedstaaten sogar die Todesstrafe möglich. Ausserhalb der USA gibt es nach Angaben der Organisation Human Rights Watch derzeit 13 Jugendliche, die lebenslange Haftstrafen verbüssen – in den Vereinigten Staaten sind es rund 2000.

Im Staat New York wurden lebenslange Haftstrafen für Jugendliche zwar abgeschafft, dennoch gehört das Jugendstrafgesetz zu den schärfsten in den USA. Kinder können bereits mit 7 Jahren verurteilt werden, mit 16 Jahren gilt das Strafrecht für Erwachsene, in Ausnahmefällen sogar schon mit 13 Jahren.

Strafvollzug als Leihmutter

Diese Sonderregelung ist auf einen Knaben aus Harlem zurückzuführen, der heute als der gefährlichste Gefängnisinsasse New Yorks gilt. Willi Bosket, ein Afroamerikaner aus Harlem, stand mit 13 Jahren wegen Mordes vor Gericht. Der Richter konnte ihn nach damaligem Jugendstrafgesetz jedoch nur zu maximal fünf Jahren Haft verurteilen. Bosket, der für seine Gewalttaten auf das Gefängnispersonal berüchtigt ist, sieht sich als Opfer der amerikanischen Strafjustiz. Er sass das erste Mal mit 9 Jahren wegen kleiner Delikte im Gefängnis. Danach verbrachte er kaum noch Zeit auf freiem Fuss. Vor Gericht sagte Bosket einmal, dass der Strafvollzug seine «Leihmutter» geworden sei – sie allein habe ihn zum Monster gemacht. «Dieses System wird noch viele Willi Boskets hervorbringen», prognostizierte er damals.

Andy, der jugendliche Marihuanahändler und Graffiti-Sprayer, ist froh, dass sein Richter Vertrauen in das Quest-Projekt hat – nicht jeder New Yorker Richter ist von solch modernen Formen des Strafvollzugs überzeugt. Der Name «Quest» ist eine Abkürzung für Queens Engagement Strategies for Teens und steht für ein Umdenken im Umgang mit jugendlichen Straftätern in New York City. Das Pilotprojekt wurde vor drei Jahren im Auftrag der Stadt von der Expertenkommission «Center for Court Innovation» entworfen.

Die Mitarbeiter der Kommission wählten bewusst einen Standort, der sich mitten in Queens' belebtem Stadtviertel Jamaica befindet, wo viele der straffälligen Jugendlichen beheimatet sind. Die Kirche ist umgeben von Wohnhäusern und Geschäften. Auf Stacheldraht wurde verzichtet. Das Tor zum Gelände ist sogar unverschlossen. Von draussen hört man Kinderschrei,

Klavierspiel und Feuerwehirsirenen. Drinnen blickt man auf bunte Plakate mit handgeschriebenen Botschaften. In der Küche der Kirchgemeinde brutzeln Hackfleischbällchen. Zwei Mädchen decken den Tisch für das Abendessen.

Erfolgsstatistik

Quest ist zwar noch jung und die Statistik des Projekts wenig aussagekräftig. Die Stadt wertet die Zahlen aber schon jetzt als Erfolg. Seit den Anfängen vor drei Jahren haben 571 Jugendliche an dem Programm teilgenommen. Davon mussten 100 das Programm vorzeitig verlassen und in Haft gehen, weil sie entweder erneut straffällig geworden waren oder gegen die Regeln verstossen hatten. Die restlichen Teilnehmer sind bis auf wenige Ausnahmen wieder auf freiem Fuss, wenn auch ungefähr die Hälfte von ihnen auf Bewährung.

Nach Queens haben auch die anderen vier New Yorker Stadtbezirke Einrichtungen nach dem Quest-Vorbild eröffnet. Der Kurswechsel schlägt sich in der Gefangenenstatistik von New York deutlich nieder. Vor drei Jahren sass noch mehr als 1500 Jugendliche im Gefängnis, heute sind es nur noch halb so viele. Auch die verbliebenen Insassen sollten künftig besser beraten und psychologisch betreut werden, erklärte die zuständige Behörde, das Office of Children and Family Service. Ausserdem dürften Beamte nur noch im äussersten Notfall Gewalt anwenden – nur dann, wenn andere Formen der Intervention keinen Erfolg zeigten.

Die einzigen Leidtragenden des rasanten Reformprozesses sind die Vollzugsbeamten. Innerhalb von drei Jahren wurden aus unterschiedlichen Gründen 18 Gefängnisse geschlossen, unter grossem Protest der 23 000 Mitglieder starken Gewerkschaft New York State Correctional Officer Association. Von den verbleibenden 25 Einrichtungen sind viele nur noch zur Hälfte ausgelastet. Die Gefängnisse sollten ursprünglich auch die hohe Arbeitslosigkeit lindern, als sie in den achtziger und neunziger Jahren im strukturschwachen Norden des Staates gebaut wurden. Dabei nahm man keine Rücksicht auf die grosse Entfernung zwischen Gefängnis und Wohnort der Straftäter, die zu 75 Prozent aus New York City stammen. Freunde und Angehörige müssen im Durchschnitt 200 Kilometer für einen Besuch zurücklegen, manche fast 500 Kilometer.

Kostengünstige Alternative

Die Eile der Reform erklärt sich auch durch die Finanzlage der Metropole. Ein Häftling kostet 240 000 Dollar im

Jahr, wovon die Stadt, aus der der Straftäter stammt, den Löwenanteil aufbringen muss. Die Metropole New York hat jedoch Schulden von über 60 Milliarden Dollar – pro Kopf landesweit die höchste Verschuldung einer Stadt. Die Betreuung der Quest-Jugendlichen ist dagegen wesentlich günstiger. 3200 Dollar kostet auf das Jahr gerechnet ein Teilnehmer. Inbegriffen sind darin auch eine warme Mahlzeit pro Tag, Beratung und psychologische Betreuung sowie tägliche Workshops.

Platz in der Gesellschaft

An diesem Nachmittag ist Anindita Bhaumik von einer Organisation namens Connect zu Gast. Sie will mit den Jugendlichen über häusliche Gewalt sprechen. «Wer weiss, was das ist?», fragt sie in die Runde. Den Jugendlichen dürfte häusliche Gewalt bekannt sein, doch keiner macht den Mund auf. Nach einer Weile mündet die zähe Diskussion in die Frage, was vorfallen müsse, bevor man gewalttätig werde. «Ich schlage zu, wenn mich jemand anspricht», sagt einer. «Wenn jemand meine Mutter beleidigt», ruft ein anderer. «Wenn einer falsche Dinge über mich herumerzählt.» Der zweite Teil des Referats zum Thema Deeskalation muss wegen der lautstarken Diskussion unter den Jugendlichen vertagt werden.

An anderen Tagen verfassen Referenten mit den Straftätern Gedichte. Oder sie üben mit ihnen Theaterstücke ein. Viele Nachmittage verlaufen ruhig und harmonisch, dann gibt es wieder herbe Rückschläge, verbale Attacken, Rangeleien. Der Quest-Leiter David Long blickt nüchtern auf seine Arbeit: «Quest kann die Probleme der Jugendlichen nicht lösen», sagt er. «Aber wir können ihnen klarmachen, dass sie trotz ihren Problemen einen Platz in unserer Gesellschaft finden können.»

Andy ist der Meinung, seinen Platz bereits gefunden zu haben. Automechaniker wolle er werden und nach der Ausbildung in Florida seine eigene Werkstatt eröffnen, sagt er. Die Quest-Mitarbeiter hätten ihm geholfen, eine Schule zu finden, und ihn bei der Bewerbung unterstützt. Gewählt drückt er sich aus, «wie sein eigener Anwalt», sagt der Quest-Leiter Long. Dabei ist Andy ein Strassenkind aus dem Unterschichten-Milieu von Richmond Hills in Queens. Die Eltern leben getrennt, die Mutter, eine Südamerikanerin, arbeitet Tag und Nacht.

Vor wenigen Jahren hätte man in New York einen Jugendlichen wie Andy beschrieben.

Akiko Lachenmann ist freie Journalistin in New York.